

(Nachdruck verboten.)

44] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Es ist klar, daß ein Ereignis oder eine Erwägung, die ihn von den Mittwoch-Besuchen hätte zurückhalten können, bald zu den undenkbaren Dingen gehörte. Zu Hause und unter den Freunden, im Konzert und Theater, in Wissenschaft und Kunst gab es keine Freuden, und am allerwenigsten gab es unter dem himmlischen Gezelte Naturerscheinungen, die ihn hätten hindern können, am Mittwoch nachmittag nach dem ländlichen Vororte hinauszupilgern, in dem die Mansfelds wohnten. Die altgeheiligte Ordnung des Wochenreigens hatte sich verkehrt; der Mittwoch war zum Sonntag geworden. Sehr schlaue bemerkte Frau Rebekka eines Tages mit dem Scharfblick des Weibes und der Mutter: „Da bei den Mansfelds, da muß ein Magnet sein.“

Mit dem Magnet hatte es seine Richtigkeit. Wenn der Sommernachmittag gar zu verlockend ins Fenster lachte, ließen sie Bücher Bücher sein, wanderten zu vierten hinaus nach Eppendorf, Koffstedt oder Niendorf und ergaben sich auf einer Wiese dem Reifenspiel. Von den Freundinnen Hildes hatte er gehört, daß ihr Turnlehrer sie immer vor allen gerühmt habe wegen ihrer Anmut; eines Tages, als sie sich zu schwach gefühlt und sich von der kaum erkalteten Medtange wieder hatte fallen lassen, da hatte der Lehrer gerufen: „Fräulein Chabonne fällt sogar mit Grazie vom Reck!“ Asmus konnte dem Manne nur von ganzem Herzen recht geben, und wie der „Magnet“ beim Lesen seine Blicke, seine Stimme, seine Gedanken anzog, so flogen ihm jetzt die meisten der Reifen zu, die Asmus zu versenden hatte, wenn er auch galant genug war, sich hin und wieder der gnädigen Frau zu erinnern.

Ein Spiel auf grünem Rasen in heller Sommerluft, das war nun ohnehin für das Herz des Asmus ein ununterbrochener Freudentanz; als er nun aber auch noch das liebliche Mädchen mit seinen schmalen Füßen in flatterndem Gewande über den sonnengrünen Teppich hüpfen sah, da schien ihm, daß die Welt wohl überhaupt schön sei, daß sie aber noch nie so schön gewesen sei wie an diesem Tage. Anmut der Bewegung und körperliche Geschicklichkeit waren nicht seine Stärke; aber mit dem, was er konnte, kokettierte er redlich, und er hatte das Gefühl, daß er plötzlich mehr könne, als er sich zugetraut. Freilich, bei einem unparteiischen Zuschauer würde auch Hilde Chabonne den Verdacht erweckt haben, daß ihr der Eindruck ihrer Sprünge und Tanzschrittschen nicht gleichgültig sei, und daß sie wie jedes junge, schöne, tanzende Weib um den Kopf eines Mannes tange.

Und gewiß hätte Asmus ihr lieber seinen Kopf auf einer Schüssel entgegengetragen, als ihr von Liebe zu sprechen. Wenn es sich auf dem Heimwege traf, daß sie allein nebeneinander gingen, dann begann wieder jenes wunderlich-närrische Doppelspiel von Lippen und Herzen, das sie schon damals, nach Asmussens einmaligem Auftreten als König getrieben hatten. Sie sprachen über einen Roman oder über eine Schulverordnung oder über ein Sonnentaugewächs, das sie gefunden, oder über eine Volkenbildung, und mit allem, was sie sagten, meinten sie: „Ich liebe Dich — ich liebe Dich!“ Es war eine Chiffresprache, die sie redeten. „Dieser Weg führt nach Bahrenfeld,“ bedeutete sogleich wie: „Du bist ein entzückendes Geschöpf!“ „Die Linden haben ausgeblüht“ sollte heißen: „Ich möchte Dich küssen“; aber keiner hatte den Schlüssel zur Sprache des anderen. Das Herz des Asmus drängte, raunte, flüsterte ihm zu wie ein eifriger Souffleur: „Sag es ihr, sag es ihr, tu den Mund auf — es ist gar nicht schwer — und sag: „Süße Hilde, ist hab Dich lieb!“ — „Wie kann ich denn „Du“ zu ihr sagen!“ erwiderte Asmus. „Meinetwegen sag „Sie“, entgegnete das Herz, „aber sag etwas!“, und dann tat Asmus wirklich den Mund auf und sagte: „Jetzt wird ja auch bald der neue Bahnhof eröffnet.“ Sie war doch zu hoch, zu heilig; sie konnte sich an einem Menschen wie ihm nicht genügen lassen. Sie hatte es ja auch bewiesen, als sie sich verlobte. An ihm war sie vorbeigegangen.

Endlich, endlich kam eine prächtige Gelegenheit, dem Herzen Luft zu machen. Mansfeld hatte mit seinen Schülern einen Ferienaussflug unternommen, und Asmus und die Damen hatten sich angeschlossen. In einer hübschen Gartenwirtschaft, die den freundlichen Namen „Zum Morgenstern“ führte, hielt man Kaffee, und Hilde hatte sich daran gemacht, die gepflückten Feldblumen zu einem Strauß zu ordnen, als Asmus zu ihr trat. Mansfeld und Frau waren abseits mit den Kindern.

49. Kapitel.

(Asmus Semper wird streitsüchtig, wettet, lügt, vergreift sich an Goethe und benimmt sich feige.)

„Wo haben Sie die Calluna gepflückt?“ fragte Asmus, indem er einen Zweig der Glockenheide aufnahm.

„Im Moor. Aber das ist nicht Calluna, das ist Erika.“

„Das ist Calluna.“

„Das ist Erika.“

„Das ist Calluna.“

„Das ist Erika.“ Sie lachten beide.

„Das Heidekraut ist Erika, und Calluna ist die Glockenheide,“ sagte Asmus. Er hatte sich's inzwischen überlegt und wußte, daß sie recht habe; aber er fand es viel hübscher, mit ihr zu streiten.

„Im Gegenteil,“ lachte sie, „die Glockenheide heißt Erika.“

„Wetten?“ rief Asmus.

„Ja!“ Ihre Augen leuchteten.

„Um was?“

Sie machte plötzlich ein ernstes Gesicht und sagte zögernd: „Wenn Sie verlieren, müssen Sie mir ein Gedicht schenken. Das ist wohl schrecklich unbescheiden, nicht wahr?“ fügte sie schnell hinzu.

„Ich fürchte, es ist nur allzu bescheiden,“ sagte Asmus.

„Und was geben Sie mir, wenn ich recht habe?“

„Das — weiß ich noch nicht — das findet sich dann,“ sagte sie errötend.

Am Abend hatte er es fast eilig, von ihr fortzukommen, damit er zum Dichten komme. Sie wollte ein Gedicht von ihm! War das nicht ein Zeichen von Liebe? Ach nein, ach nein. Andere Damen hatten ihn auch schon darum gebeten, sicherlich ohne ihn zu lieben. Die Mädchen prunkten gern mit dergleichen — so weit kannte er die Mädchen auch. Freilich: so war sie nun eigentlich nicht. . . .

Einen Augenblick dachte er, er wolle ein Akrostichon auf ihren Namen machen, weil das so schön deutlich sei. Aber er schalt sich sofort darüber aus: „Erstens ist es läppisch und keine Dichtung, und zweitens wäre es nicht mehr deutlich, sondern frech.“ Er nahm nun eine Maske vor, die Maske eines Mannes, der sich aus dieser Welt des Alltags nach der Welt der Romantik, nach der Zeit der schönen Melusinen, der Minnesinger und der Ritter sonder Furcht und Tadel sehnt, und schob sein Ottaverimengebäude also:

„Wie schlüg' ich gern, ein schwertgewandter Ritter,

Mit leichtem Mut mein Leben in die Schanze,

Wie schwäng' ich gern im Schlachtenungetümmel

Für der Bedrückten Recht die wucht'ge Lanze!

Vor Raubberlieden sprengt' ich Wall und Sitter

Und kehrte heim mit wohlverdientem Kranze.

Dann blühte mir, die Frucht von blut'gen Saaten,

In starker Brust das stolze Glück der Taten.

Wie gern . . . doch still! Es öffnen sich die Zweige —

Ein leises Knistern über meinem Haupte —

Ich forsche, daß der süße Mund sich zeige,

Der so verstoßen-leisen Kuß mir raubte —

Du bist's Geliebte! Komm hervor und neige

Dein Haupt mir zu, das frühlinggrün-umlaubte!

Verlassen hat ein schöner Traum die Lider —

Die schön're Wirklichkeit erkenn' ich wieder!

Mich trag ein alter Bahn — bis ich erwachte

In deinem Arm, im heimatischen Walde! —

Ob je so schön wie heut' herüberlachte

Der Silberstrom, die farbenreiche Halde? —

Auch heut' betämpf' ich kühn, was ich verachte,

Zwar nicht als Ritter, doch als freier Stalde;

O steh zum Horizont die Sonne gleiten:

Noch lebt die Schönheit wie in alten Zeiten!”

Ob das zu kühn war? Ach nein — jedenfalls: vor dem Tintensaß hatte er Mut; er schrieb es auf sein schönstes

Papier, schob es in einen feinen Briefumschlag, lieblos jeden Buchstaben ihres Namens mit den Augen, als er die Adresse schrieb, und ging zum Briefkasten. Als der Brief schon halb in der Spalte steckte, zauderte er einen Augenblick. Sollte er's wagen? Aber ein höherer Wille stieß ihm an den Ellbogen und der Brief fiel hinein.

Asmus seufzte tief auf. Das war ein entscheidender Schritt, dachte er.

Schon am übernächsten Morgen hatte er einen Brief.

„Sehr geehrter Herr Semper!

Haben Sie innigsten Dank für das wunderschöne Gedicht! Ich hab es schon viele Male gelesen, und jedesmal gefällt es mir besser. Aber wetten darf ich nicht wieder mit Ihnen; denn solchen Einfäßen vermag ich nichts entgegenzustellen.

Ich werde Ihr Gedicht an sicherer Stelle verwahren.
Mit schönsten Grüßen

Ihre sehr ergebene

Gilde Chavonne.“

Beim ersten Lesen schien ihm der Brief eine feurige Liebeserklärung; beim zweiten schien er ihm nur noch eine Liebeserklärung, und je öfter er ihn las, desto mehr wurde er sich klar, daß diesen Brief auch jede andere Dame geschrieben haben könnte. Jede? Nun ja, er war sehr freundschaftlich gehalten; aber gute Freunde waren sie ja schließlich wohl. „Ich werde Ihr Gedicht an sicherer Stelle verwahren!“ Das konnte heißen: Ich werde es am Busen tragen — es konnte aber auch heißen: Ich werde es in meiner Kommode verschließen. Und dann der Satz: „Aber wetten darf ich nicht wieder mit Ihnen!“ Sie gab ihm zwar eine sehr bescheidene Begründung; aber konnte nicht auch ein feiner Verweis darin liegen: Du bist zu dreist gewesen!? Freilich: da stand: „Mit schönsten Grüßen Ihre sehr ergebene.“ Das war sehr viel! Aber eine steife, „zippe“ Hamburgerin, die den Herren nur die Fingerspitzen reicht und beim Gruß nur mit der Hutfeder nickt, war sie ja überhaupt nicht, obwohl sie in Hamburg geboren war. Und „Ihre ganz ergebene“ stand nicht da. . .

Als er sie wieder sah — es war an einem Sonntagmorgen — fühlte er wohl bald an ihrem Dank und ihrem Geplauder, daß sie an einen „Verweis“ nicht gedacht haben könne; aber sie trug ein weißes Morgenkleid mit rosa Bändern, und darin sah sie nun aus wie eine Königin der Lilien! Ach, armer Asmus! Du hast im Ernste geglaubt, solch ein Weib könnte für dich blühen? Dies Kleid schlug all seine Hoffnungen nieder.

Und so war er denn genau so weit wie vordem. Zum Glück ließ die Wirkung des Kleides, als er die Trägerin nicht mehr vor Augen hatte, nach, und er gelangte zu dem Ergebnis: Ich muß noch einmal mit ihr wetten!

Er traf sie bei seinem nächsten Besuch mit einer zierlichen Arbeit beschäftigt. Auf ein weißes Blatt legte sie in mehreren Schichten nacheinander schöne Blätter der verschiedensten Pflanzen, und nach jeder Lage besprengte sie das Ganze mit einer dünnen Sepialösung. Wenn alles beendet war, kam ein anmutiges Bukett der reizendsten Blattformen zum Vorschein. Es war eine Arbeit, die nicht viel Kunst, wohl aber Sorgfalt und Geschmaç erforderte.

Als sie nahezu beendet war, betrachtete Gilde ihr Werk mit geneigtem Kopfe und sagte:

„Die Grazien sind leider ausgeblieben.“

Halt, dachte Asmus, das ist eine Gelegenheit.

„Sagt Schiller,“ fügte er hinzu. Er wußte ganz genau, daß er sich an Goethe vergriff.

„Ist das nicht von Goethe?“ fragte sie, einen Augenblick durch seine Bestimmtheit unsicher gemacht.

„Nein, von Schiller.“ Da wurde er doch rot.

„Doch — es ist aus „Lasso!“ rief sie.

„Keine Spur. Von Schiller ist es.“

Sie lachte: „Fangen Sie schon wieder an?“

„Wollen wir wetten, daß es von Schiller ist?“ rief er.

Sie wurde purpurrot und rief: „Ja!“

„Um was?“

„Wenn Sie unrecht haben — nein, es wäre zu unbescheiden!“

„Sie können nicht unbescheiden sein.“

„Ein Gedicht? Wollen Sie?“

„Mit Freuden. Und wenn Sie unrecht haben?“

„Was verlangen Sie dann?“

Asmus hob die eben vollendete Arbeit auf, „Dieses Blatt!“

„Nicht dies, aber ein besseres!“

Dann holte sie den „Lasso“ vom Bücherbrett, konnte aber die Stelle nicht sofort finden.

„Darf ich?“ fragte Asmus. „Wenn es drinsteht, werde ich es bald finden.“ Er blätterte einen Augenblick. „Wahrscheinlich, Sie haben recht! Lasso sagt es vom Antonio.“

Sie triumphierte. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Nietzsche und der Sozialismus.

Die lebhaften Zeitungs- und Gerichtskämpfe, die um das Erbe und das wahre Bild Friedrich Nietzsches geführt werden, lenken die Augen auch des Proletariats einmal wieder auf diesen Philosophen, der einer seiner wildesten Hasser und Verächter war. Darüber war der Sozialismus sich ja von vornherein klar: Mögen die autokratischen und volksfeindlichen Theorien des jungen Philologieprofessors auch in rein persönlichen — teils psychopathologischen — Umständen ihren Grund haben, sicher ist, daß sie nie eine so exaltierte, bis ins Märische sich steigende Verbreitung gefunden hätten, wenn nicht die aufstrebende Konjunktur der 70er und 80er Jahre den Machtkügel innerhalb der Bourgeoisie angestachelt, wenn das riesenhafte Anschwellen des Proletariats in Wirtschaft und Politik nicht die Gefahr einer Demokratisierung der Industrie nahegerückt hätte. So ist der trante Philosoph aus Sals-Maria recht eigentlich durch das rote Gold berühmt geworden, das er so ehrsüchtig gehäht hat — eine Ironie, die in der Geschichte nicht eben selten sich findet.

Der Streit um den toten Nietzsche wird geführt zwischen Weimar und der Schweiz. In Weimar sitzt die Schwester — wir alle haben sie früher geehrt als die Schwester ihres Bruders. Aber sie hat sich nicht als solche bewiesen. Diese eitle Frau mit den peinlich geordneten Lösschen auf der Stirn, mit dem Diener auf dem Wagen, mit dem gut bürgerlichen Sinn für Geldbedienst, wo immer er nicht reicht, hat mit der Seele ihres Bruders nichts gemein. Aber was schlimmer ist, sie hat in ihren Händen das gesamte Material zu Nietzsches Biographie. Man mag nun zu Nietzsche stehen wie man will, Tatsache ist, daß er eine große Bedeutung für das geistige Leben der Bourgeoisie des ausgehenden Jahrtausends besitzt. Im Interesse der Geschichtsforschung liegt es also, daß das biographische Material in zuverlässige Hände kommt. Denn Frau Förster hat sich — das geht für jeden Unbeteiligten aus dem Gang der Broschüren, Prozesse und Zeitungspolemiken hervor — nicht als eine wissenschaftlich zuverlässige, von reinen Motiven der biographischen Forschung getriebene Archisleiterin bewährt. Sie hat die wissenschaftlichen Mitarbeiter behandelt wie Hausknechte und einen nach dem anderen hinausgeworfen, sie hat versucht, das ganze Bild ihres Bruders ins Bürgerliche, Wohlstandliche zu übersetzen, sie hat in ihrer Biographie Ergebnisse, die ihr im Interesse des Halbgottcharakters ihres Bruders nicht paßten, verkürzt oder ganz unterschlagen, so z. B. das Verhältnis zwischen Nietzsche und dem großen Renaissancehistoriker Jakob Burckhardt, oder die Beziehungen zwischen Nietzsche und Fraulein Lou Salome usw., sie sucht endlich die schweizerische Tradition über Nietzsche, die im Besitze von Briesen ist, die das Archiv nicht in den Händen hat, entweder zu unterschlagen oder als nebensächlich hinzustellen.

Diese dagegen, die schweizerische Tradition, Franz Overbeck, Karl Albrecht Vernoulli, der Dichter Karl Spitteler usw. vertreten den menschlichen Nietzsche, den Nietzsche, wie er war, mit seinen unendlichen Fähigkeiten, aber auch mit seinen Schwächen und Fehlern. Sie sind alles andere als mißgünstige Verkleinerer eines genialen Mannes. Vielmehr hat erst das Nietzsche-Archiv mit seinen unerbitterten Machinationen sie auf den Plan gelockt oder vielmehr gedrängt. Der Streit hat schon manche interessante Aeußerung Nietzsches, die sonst vielleicht verloren gegangen wäre, ans Licht gebracht (darunter Aeußerungen Nietzsches über die Qualitäten seiner Schwester, die ebenso dorb wie für Frau Förster kompromittierend sind). Zwar ist das Erscheinen des zweiten Bandes von Karl Albrecht Vernoullis Nietzsche-Biographie, die eben die schweizerische Tradition verkörpert, in zweiter Instanz verboten worden, und das Material zu Nietzsches wirklicher Biographie liegt also erst dann vollständig vor, wenn Frau Försters getreuer Schildnappe, Peter Gast, der durch den zweiten Band auf Grund seiner Korrespondenzen in höchst eigenartigem Lichte erscheint, nicht mehr unter den Lebenden weilen wird. Immerhin aber genügen schon die bisher veröffentlichten Stücke, um die Archisleiterin und ihre Tätigkeit aufs schlimmste bloßzustellen.

Auch auf Nietzsches Verhältnis zum Sozialismus wirft die Biographie Vernoullis mit ihrem reichen Material neues Licht.

Der Haß Nietzsches gegen den Sozialismus hängt mit der Grundlehre seiner Moral zusammen. Diese Moral lautet folgendermaßen: Gut heißt stark, böse heißt schwach. Unter Menschen soll der Starke herrschen, und der Schwache soll sein Sklave sein. Aus diesen Sätzen schloß Nietzsche, daß es in der menschlichen Gesellschaft ewig eine Schicht Herrscher und eine Schicht „Massen oder Pöbel“ geben müsse und

— daß diese beiden Schichten mit denen der Unternehmer und Arbeiter zusammenfielen.

Die fundamentalen Denkfehler dieses Schlusses — selbst wenn man die erste Hälfte seiner Voraussetzungen zugäbe — liegen auf der Hand. „Für die sozialen Wurzeln der modernen Arbeiterbewegung,“ so schreibt sein neuester Biograph sehr richtig, „hatte Nießsche keinen anderen Sinn, als den eingefleischt bürgerlichen, der sich über eine aufsteigende Gefahr und deren wirksamste Abwehr Gedanken macht.“ Er, der sonst jedes Problem auf sachliche Weise zu lösen suchte, hat in puncto Arbeiterfrage weder Comte noch Spencer gelesen — von den Theoretikern des Sozialismus ganz zu schweigen. So kommt es denn, daß der gewaltige Weltensürzer und Massenberäucher — was Vernoulli sehr gut nachweist — auf politisch-praktischem Gebiete sich als Fürsprecher des Mittelstandes entpuppt. (Vgl. „Wanderer und Schatten“, S. 292.)

Daneben stehen dann wieder Äußerungen von einer gewissen Sympathie, nicht mit den theoretischen Forderungen des vierten Standes, sondern mit der gedrückten Lage seiner Mitglieder, was schließlich bei dem persönlich sanfteren und bedürfnisthürigen Charakter des Mannes nicht wundernimm. Da kommt er einmal zu sprechen auf „ihre Schande, dergestalt, wie es geschieht, als Schrauben einer Maschine und gleichsam als Lüdenbühler der menschlichen Erfindungskraft verbraucht zu werden. Psui, zu glauben, daß durch höheren Lohn überhaupt je das Wesentliche ihres Glends, ich meine ihre unpersönliche Knechtung, gehoben werden können! Ihr Mitbewerberinnen in der jetzigen Narrheit der Nationen, welche möglichst viel produzieren und möglichst reich sein wollen. Eure Sache wäre es, ihnen die Gegenrechnung zu präsentieren.“ Solche Äußerungen, die freilich wieder von Ansichten über den sozialistischen Zukunftsstaat umkränzt sind, wie der Junker Bülow sie nicht geistlos haben könnte, beweisen immerhin, daß sich Nießsche in einem Punkte mit uns einig fühlte, in dem Haß gegen die alles schablonisierende Geldgier der Kapitalisten.

Aber das sind momentane Ausbrüche. Seine gewöhnliche Stimmung gegenüber dem Sozialismus war die des folgenden Satzes: „Ich bin ein Gegner des Nonplusultra-Staates der Sozialisten, und schon im jetzigen Staate hasse ich ihn.“

Zu welchen abstrusen Romantizismen dieser Haß Nießsche führte, zeigte nichts besser als sein Gedanke an den — Export der deutschen Arbeiter nach China. „Die Arbeiter sollen doch einfach samt und sonders auswandern! Allerdings wird es dann in Europa an Arbeitskräften etwas fehlen. Nun, dann wird man eben einige Bedürfnisse wieder verlernen. Vielleicht wird man aber auch Chinesen zu uns hereinholen.“

Man weiß wirklich nicht, ob man es hier nicht schon mit dem pathologischen Objekt Nießsche zu tun hat. Nur gut, daß er seinen Plan, eine größere Studie über den Sozialismus zu schreiben, nicht ausgeführt hat. Das, was davon im Nachlaß veröffentlicht ist, das beweist, nach Vernoulli, „entweder Unfähigkeit oder Mangel an gutem Willen“. Man weiß nicht, soll man lachen: der deutsche Professor, wie er im Buche steht! Aus eigener Nachvollkommenheit macht er die Millionen Sozialdemokraten zu Zwischendeckspassagieren und befördert sie wohlmeinend, wenn nicht ins Jenseits, so doch nach den Tropen oder nach Grönland. Ferdinand Lönies hat in seinem Nießsche-Büchlein das Beste und Kräftigste gegen diese Verfliegenheiten Nießsches gesagt.

Nießsches letzte Urteile über den Sozialismus entarten immer mehr zu einem Wölbstun. „Die Dummheit,“ sagt er, „liegt darin, daß es es eine Arbeiterfrage gibt. Ueber gewisse Dinge fragt man nicht. Ich sehe durchaus nicht ab, was man mit dem europäischen Arbeiter machen will, nachdem man erst eine Frage aus ihm gemacht hat. . . Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wahlen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht.“ Der Vermiste bewegt sich also noch immer in der Einbildung, als handle es sich bei der Arbeiterbewegung um die angeschwollenen Folgen eines Lapsus, der bei guter Einsicht zur rechten Zeit zu vermeiden gewesen wäre.

Mit der praktischen Arbeiterbewegung ist Friedrich Nießsche niemals in Verbindung gekommen.

(Nachdruck verboten.)

Der Menschenfresser.

Von B. W. Jbanetz.

Autorisierte Uebersetzung von Albert Cronau.

Im ganzen Bezirk Pacifico war jener verkehrteste Fuhrmann bekannt, der die Straßen mit seinem Schreien und dem wütenden Knallen seiner Peitsche erschredete.

Die Bewohner des großen Hauses, in dem er unten wohnte, hatten dazu beigetragen, ihm den schlechten Ruf zu verschaffen. Was für ein abscheulicher, grober Kerl! Und dabei sagen die Zeitungen noch, daß die Polizei wegen Gotteslästerung die Leute ins Gefängnis bringt!

Fuhrmann Pepe gab täglich nach dem Urteil einiger Einwohner Grund dazu, daß man ihm die Zunge abschneiden und den Mund mit glühendem Blei füllen sollte, wie in den besten Zeiten des Inquisitionsgewalt. Er verschonte nichts, weder Menschliches noch

Göttliches. Er wußte alle ehrwürdigen Namen des Kalenders auswendig, einzig und allein, um das Vergnügen zu haben, sie zu beschimpfen, und sowie er sich über seine Tiere ärgerte und die Peitsche erhob, gab es keinen Heiligen, so versteckt er auch in irgend einer Monatsstabelle war, den er nicht mit den schmutzigsten Namen entweißt hätte. Mit einem Wort, — ein Greuel, und das allerschlimmste war, daß, wenn er auf seine Tiere losging und sie noch mehr mit Füllchen als mit Peitschenhieben anspornte, die Kinder des Bezirks zusammenliefen, um ihm mit perverber Aufmerksamkeit zuzuhören, wobei sie sich über den unererschöpflichen Reichtum des Meisters an Schimpfworten freuten.

Die zu jeder Zeit durch diese endlose Reihe von Füllchen in Unruhe versetzten Einwohner wußten nicht, wie sie sich diesen entziehen sollten.

Sie liefen im ersten Stock zusammen, aber der alte Geizhals, der Pepe den Schuppen vermietet hatte, fand keinen besseren Mieter.

„Achten Sie nicht darauf,“ erwiderte er. „Bedenken Sie, daß es ein Fuhrmann ist und daß man für dieses Gewerbe nicht erst ein Höflichkeitsexamen fordert. Er hat ein böses Maul, das ist ja wahr, aber er ist sonst ein sehr ordentlicher Mensch, der auch nicht einen Tag mit der Miete im Rückstand bleibt. Seien Sie etwas nachsichtig, meine Herren!“

Die Frau des verfluchten Lästerers bemitleidete man im ganzen Hause.

„Aber glauben Sie das doch nicht,“ sagte das arme Weib lachend, „ich habe nichts von ihm zu leiden! Der beste Mensch! Er ist ja etwas lebhaft, aber Gott schütze uns vor den heißen Wassern! Ein goldiger Mensch! Er nimmt wohl mal ein Gläschen, um sich zu stärken, aber er ist nicht wie die anderen, die den Tag wie Pfähle vor dem Schenktisch stehen. Er behält nicht einen Cent von dem Verdienst, obgleich wir keine Familie haben, was er am liebsten möchte!“

Aber der armen Frau gelang es nicht, jemand von der Güte ihres Pepe zu überzeugen. Man brachte ihn ja nur anzusehen! Was war das für ein Gesicht! Im Zuchthaus gibt es bessere! Er war kräftig, vierährig, wie ein wildes Tier behaart. Das Gesicht war kupferfarbig, mit groben Wulsten und tiefen Furchen, die Augen waren blutunterlaufen und die Nase plattgedrückt, voller Watern und mit dicken, blauen Adern, mit Haarbüscheln, die wie die Fühler eines Igelns aussahen, der in seiner Hirnschale an Stelle des Gehirns saße.

Niemanden bezeugte er Respekt. Er betitelt die Maultiere, die ihm halfen, sein Brot zu verdienen, mit „Hochwürden“, und wenn er einen Augenblick ausruhte und sich vor die Tür des Schuppens setzte, buchstabierte er mühsam mit einer Stentorstimme, die man bis zu den obersten Stockwerken hörte, seine Lieblingszeitungen, nämlich die abscheulichsten Blätter, die in Madrid gedruckt wurden, und die einige Damen von oben herab mit einem Entsetzen ansahen, als ob es Höllemaschinen wären.

Dieser Mann, der von der großen Revolution träumte, lebte ironischerweise im „friedlichen Bezirk“ Pacifico.

Der geringste Streit seiner Frau mit den Diensthöten brachte ihn außer sich, und nun fing er an, seinen Vorrat an Drohungen loszulassen, versprach nach oben zu kommen, um alle Bewohner umzubringen und das Haus in Brand zu stecken! Vier Tropfen, die von den Galerien auf seinen Hof fielen, genügten, um aus seinem gottlosen Lästermaule die traurige Prozedur profanierter Heiliger herausmarschieren zu lassen. Dazu gestelten sich Prophezeiungen, die einem die Haare zu Berge treiben konnten.

Sein Haß beschränkte sich aber nur auf die Großen, die ihn fürchteten, denn wenn ein Junge aus der Nachbarschaft bei ihm vorbeikam, empfing er ihn mit einem Lächeln, das dem Gähnen eines Menschenfressers ähnelte, und suchte ihn zu lieblosen, indem er seine schwielige Hand ausstreckte.

Da er sich vorgenommen hatte, niemanden im Hause in Ruhe zu lassen, ließ er sich sogar mit der armen Loca ein, einer herumstreifenden Katze, die in allen Wohnungen auf Raub ausging, deren Streifzüge die Nachbarn aber duldeten, da bei ihr keine Ratte am Leben blieb.

Diese Zigeunerin mit ihrem weißen, seidentweichen Fell brachte nun Junge zur Welt, und da sie jetzt gezwungen war, sich einen festen Wohnsitz zur Ruhe ihrer Nachkommenschaft zu nehmen, suchte sie sich den Hof des Menschenfressers aus, womit sie sich vielleicht über diese schreckliche Persönlichkeit lustig machen wollte.

Nun mußte man den Fuhrmann hören! War sein Hof ein Stall, daß die Tiere aus der Nachbarschaft kämen, um ihn mit ihrer Nachkommenschaft zu verunreinigen? Jeden Augenblick könnte er ärgerlich werden, und wenn er sich wirklich ärgerte, flügte die Loca mit ihren Jungen beim ersten Fuhrtritt zerschmettert gegen die gegenüberliegende Wand!

Aber während der Menschenfresser Kräfte sammelte, um seinen schrecklichen Fuhrtritt zu geben und ihn hundertmal am Tage schreiend ankündigte, bildeten die jungen Katzen in einer Ecke ruhig nach wie vor ein Gemengsel von roten und schwarzen Haaren, woraus die matt phosphoreszierenden Augen funkelten, und beantworteten die Drohungen des Fuhrmanns ironisch im Chor mit miau, miau!

Das war ein netter Sommer! Wenig Arbeit und eine Hölle, die die schlechte Laune Pepees reizte und den Kessel der Ver-

Wollschlingen in seinem Innern zum Sieden brachte, die sich sprudelnd aus seinem Munde ergossen.

Die Besthenden waren schon weit weg, in ihrem Diarrhö und San Sebastian oder sonstwo, wo sie sich die Haut nahmachen, während er in seinem Schuppen blickt. Wie schade, daß das Meer nicht übertrat, um all' die Parasiten zu verschlucken!

Es verblieben keine Leute in Madrid, und die Arbeit wurde knapp. Zwei volle Tage vergingen, ohne daß der Wagen angepöpselt wurde! Wenn das so fortginge, müßte er seine „Hochwürden“ mit Kartoffeln essen, wenn er nicht Hand an seine „Stallvögel“ legen wollte — mit diesem Namen belegte er die Laca und ihre Jungen.

Es war im August, als er um elf Uhr morgens nach dem Südbahnhof fahren mußte, um einige Möbel aufzuladen.

„Das ist eine Zeit, ich danke! Keine Wolke am Himmel und eine Sonne, die Funken aus den Wänden sprühen läßt und die Straßensiesen zum Aufweichen bringt!“

„Hü, meine Kasperen! . . . Was willst Du, Laca?“
Während er nun seine Maultiere antrieb, schob er mit dem Fuß die weiße Kage weg, die schmerzlich miaute, während sie versuchte, sich unter die Räder zu stecken.

„Was willst Du denn, Verfluchte? Scher' Dich nach hinten, sonst wird Dich ein Mad in Stille reihen!“

Wie jemand, der ein Werk der Barmherzigkeit tut, gab er dem Tier einen so heftigen Schlag mit der Peitsche, daß es in eine Ecke rollte und vor Schmerz stöhnte.

Das war eine schöne Stunde für die Arbeit. Man konnte nirgends hinschauen, ohne daß die Augen gereizt wurden, die Erde brannte, der Wind war glühend, als ob ganz Madrid in Flammen stünde, der Staub schien in Brand zu geraten, Zunge und Kehle schienen gelähmt und die von der Hitze toll gewordenen Fliegen flogen auf den Lippen des Fuhrmanns herum oder klebten an der leuchtenden Schnauze der Tiere, um Kühlung zu suchen.

Der Menschenfresser wurde immer erregter, je mehr er den brennenden Abhang hinunter fuhr und während er seine berben Fläche zwischen den Zähnen murmelte, trieb er mit der Peitsche zwei Maultiere an, die mit gesenktem Kopf, der fast den Boden berührte, ganz abgemattet vorwärts trabten.

Verfluchte Sonne! Sie war das größte Schœusal der Schöpfung! Sie verdiente, daß man am Tage der großen Revolution mit ihr abrechnete als Feindin der Armen. Im Winter verbarg sie sich so sehr, damit der Tagelöhner steife Glieder bekäme und nicht wüßte, wo seine Hände eigentlich wären, damit er vom Däuerlöst siele oder unter die Räder des Wagens läme! Und jetzt im Sommer macht sie's gerade umgekehrt! Hitze und immer mehr Hitze, damit die Armen, die in Madrid bleiben, wie die Hühner am Bratpfieß sterben! Du große Feuchlerin, du! Sicherlich belästigte sie die Leute, die sich in den Modebädern amüßierten, nicht so sehr!

Während er dabei an drei andalusische Schnitter dachte, die an Hitzschlag gestorben waren, wie er in einer seiner Zeitungen gelesen hatte, versuchte er vergeblich, in die Sonne zu schauen und drohte ihr mit geballter Faust! Mörderin! Reaktionärin! Wie schade, daß du am Tage der großen Revolution nicht niedriger bist!

Als er beim Barenlager ankam, hielt er einen Augenblick an, um auszuruhen. Er nahm die Mütze ab, wuschte sich den Schweiß mit den Händen ab und sah sich im Schatten den ganzen Weg an, den er soeben zurückgelegt hatte. Dieser glühte förmlich, und mit Schrecken dachte er nun an den Rückweg, wobei er den Berg hinaufsteigen mußte, und das mit der Sonne, die ihm wie Blei auf dem Kopfe liegen würde, und wie er die Tiere, die von der Hitze erdrückt sein würden, antreiben müßte, ohne sie halten zu lassen. Die Entfernung von hier bis zu seinem Hause war nicht groß, aber, wenn man ihm auch sagen würde, daß der Nuntius in Person ihn im Schuppen erwartete, er würde nicht gehen! Warum sollte er wohl?

Wenn man es ihm auch verbürgte, daß mit dieser Fahrt die große Revolution läme, würde er sich bedenken, bevor er sich entschloße, den Berg bei der Hitze hinaufzufahren.

„Los! weniger Geschichten erdacht und lieber an die Arbeit!“

Dabei hob er den Dedel des großen Korbes aus Pfriemengras, der an die Stangen des Wagens gebunden war, in die Höhe und suchte seinen Vorrat an Striden. Aber seine Hand stieß auf einige seidenweiche Dinge, die sich bewegten, und gleichzeitig fühlte er ein schwaches Krägen an seiner schwielligen Haut.

Die großen Finger packten etwas, und am Genid gefaßt, kam eine weiße kleine Kage mit ausgestreckten Pfoten und vor Schreck zusammengerolltem Schwanz zum Vorschein, die ihre traurigen „Miau! Miau!“ ausstieß, wie jemand, der um Gnade fleht.

Laca war nicht damit zufrieden, seinen Hof zu einem Stall zu machen, sie bemächtigte sich auch noch des Wagens und steckte die Jungen in den Korb, um sie vor der Sonne zu schützen. Gieh das nicht, die Geduld eines Menschen mißbrauchen? Alles hat ein Ende. Er umspannte nun mit seinen großen Händen die fünf Rädchen und warf sie in einen Haufen zu seinen Füßen. Nur würde er sie mit Fußtritt zusammenstampfen. Er schwur das; sein Wort darauf und auf noch Schlimmeres! Er wollte einen Katzenierluden machen!

Während er seine Fläche lösließ, zog er aus dem Gürtel das zum Einwickeln von Gras bestimmte Tuch heraus, breitet es aus, legte den Haufen von Haaren und miauenden Geschöpfen darauf, band die vier Enden zusammen und ging nun mit dem Bündel fort; den Wagen ließ er stehen.

So schnell er konnte, legte er jetzt den heißen Weg zurück, ertrug mit gesenktem Kopf die Hitze, leuchtend erkletterte er nun den Berg, den er einige Minuten vorher nicht hinaufgehen wollte, selbst wenn es ihm auch der Nuntius befehlen würde!

Etwas Schreckliches bereitete sich vor; die Wollust des Bösen gab ihm wohl Kräfte. Vielleicht wollte er hoch, ja sehr hoch steigen, um von da oben seine Katzenlast zu zerquetsern!

Aber er ging auf sein Haus zu, wo Laca ihn in der Tür mit freudigen Sprüngen empfing, wobei sie das ausgebauchte Tuch, das sich in Zudungen des Lebens bewegte, beschmupperte.

„Da nimm, Du pflichtvergessenes Tier,“ sagte er, leuchtend vor Hitze und vor Ermüdung durch das Laufen, „hier hast du deine ungeratenen Jungen. Diesmal soll es dir durchgehen; ich will dir verzeihen, da du ein Tier bist und nicht weißt, wie Fuhrmann Pepe sie zurichtet, aber ein andermal, hm, dann paß mal auf . . .!“

Mehr konnte der Menschenfresser nicht sagen, ohne dabei in Fläche auszubrechen, und nun wandte er den Rücken und lief, um seinen Wagen zu holen, wieder den Abhang hinunter, wobei er die Sonne verfluchte, die die Feindin der Armen war. Wenn die Hitze aber auch noch zunahm, schien es dem armen Menschenfresser doch, als ob ihn innerlich etwas erfrischt hätte.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Übertragungswege des Starrkrampfes. Die Starrkrampfbazillen finden sich vor allem im Straßenschmutze, und bei allen Verletzungen, die durch Ueberfahren entstehen, ist daher die Gefahr des Starrkrampfes besonders groß. So erklärt sich auch, daß Verletzungen der unteren Extremitäten besonders zum Starrkrampf disponieren, weil diese, namentlich bei schlechtem Schuhwerk, besonders leicht mit dem Straßenschot in Verührung kommen. Interessante Belege hierfür geben die Verhältnisse beim Militär. Hier ereignen sich besonders häufige Starrkrampferkrankungen, die man sehr lange als rheumatische ansah, bis man ihre wahre Natur erkannte. Nachdem man festgestellt hatte, daß sich Starrkrampfbazillen in den Glichpapierpropfen der Plakpatronen und auch in den gewöhnlichen Schrotpatronen finden, haben die Militärärzte Uhlentut und Händel neuerdings der Kleidung und namentlich der Fußbekleidung ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und sie fanden, daß die schmutzigen Kleider und Stiefel eine wahre Brutstätte der gefährlichen Parasiten bilden, während frische Wäsche davon frei ist. Desgleichen fanden sie Bazillen im Bodenschmutz und Staub der Kasernenstuben, besonders häufig wurden die Bazillen in den getragenen Fußklappen und Stiefeln gefunden. Bei einem Musketier, bei dem die Eintrittspforte der Erreger nur in einer kleinen, anscheinend durch einen vorstehenden Schuhnagel verursachten Hautwunde der Fußsohle gesucht werden mußte, fanden sich in den Fußklappen, sowie im Innenleder des Stiefels lebende Starrkrampfbazillen. Der auffallend häufige Befund der Bazillen in der Fußbekleidung läßt sich dadurch erklären, daß diese am häufigsten mit Staub und Erde verunreinigt sind. So ist auch der merkwürdige Fall zu verstehen, der in Frankreich bei einem zwölfjährigen Mädchen beobachtet wurde, bei welchem in geschwürig zerfallenen Frostbeulen Starrkrampf aufgetreten war.

Schmerz beseitigung durch Massage. Neben ihren sonstigen wohlthätigen und gesundheitsfördernden Wirkungen ist die Massage auch in vorzüglicher Weise geeignet, Schmerzen zu beseitigen. Nur muß sie natürlich kunstgerecht und sachgemäß ausgeführt werden. Am besten eignet sich hierzu die einfache Streichung; nur wenn die Schmerzen tief sitzen, kann auch die Knetung in Anwendung gezogen werden. Die Massage darf jedoch im allgemeinen nicht sofort bei Beginn der schmerzhaften Erkrankung angewendet werden, denn wenn auch in einzelnen Fällen dabei Erfolge erzielt wurden, so treten doch dabei Mißerfolge auf. Auch soll die Massage nicht auf die schmerzhafteste Stelle allein beschränkt werden; wo z. B. eine Erkrankung bloß einseitig auftritt, so soll zugleich die entsprechende Stelle auf der anderen Seite massiert werden. So lassen sich vorzügliche Erfolge mit der Massage bei Nervenschmerzen, Neuralgien, Güstweh u. a. erzielen. Bei Migräne tut die Vibrationsmassage gute Dienste, wie letztere Methode auch mit Vorteil bei Herzschmerzen, die auf nervöser Basis beruhen, mit Erfolg gebraucht wird. Ja, auch bei organischen Herzkrankheiten wird sie angewendet, und Pulsbeschleunigung sowie Atmungsbeschwerden werden durch sie günstig beeinflusst. In der Wiener Gesellschaft für physikalische Medizin ist jüngst von einer neuen Massagemethode berichtet worden, der sogenannten Duschmassage, die eine Verbindung von meist warmer oder wechselwarmer Dusche von ganz niedrigem Druck mit einfacher Streich- oder Knetmassage darstellt. Ueberraschende Erfolge hat man mit dieser Methode bei Schreibkrampf, Klavierpielerkrampf und dem Näherinnenkrampf wahrgenommen, was um so bedeutsamer ist, als man diesen Krankheiten bisher ziemlich ohnmächtig gegenüberstand. So war eine Klavierlehrerin, die seit acht Jahren an Krampf litt, imstande, nach neun Duschmassagen ihrer Beschäftigung wieder nachzugehen.